

Wenn trüge auch die Wellen branden
An einen Hüfen, öden Strand,
Das schönste doch von allen Landen
Ist das geliebte Vaterland.

Ob du aus Hütten aus Palästen
Dich wendest in die Welt hinaus,
Von allen Häusern doch am besten
Ist das geliebte Vaterhaus.

Und sehnst du dich im Jugendfeuer
Doch Liebe trag' dich himmelwärts,
Du findest nie ein Herz, das treuer,
Als das geliebte Vaterherz.

Ihr Lieblingssohn.

Stimme von Frieda Schanz.
„Mein bester Sohn! Mein bestes
Kind!“

Wie strahlten die thränenreichen
Augen der alten Frau in Wehmuth-
glück, wenn sie so sprach!
Es war der Jüngling ihrer drei Jun-
gen, der schon seit langer Zeit weit
entfernte, den sie so rühmte. Als Es-
fähriger war er nach ihrer brutalen
Mißhandlung seines trunten Vaters
auf und davon gegangen; des Vaters
Bruder, der Heizer war auf einem
Auswandererschiff, hatte ihn mit in
die ferne Welt genommen.

Nicht müde wurde die alte Mädelin
zu erzählen, wie dem Junge vor dem
Weggehen, von dem keiner etwas ge-
ahnt, um sie herum geschlichen; aus
dem Schlaf erwachend habe sie ihn
schlafen hören, und früh sei er ihr
nachgelaufen, als sie auf Arbeit ging,
und habe dann nicht gewußt was er
sagen sollte, außer: „Du, Mutter —
ach Mutter!“

Und dabei habe er sie geküßt.
Den Jettel, auf dem er ihr Lebe-
wohl gesagt, hob sie sich wie ein Heilig-
thum auf. Er wollte etwas Ordent-
liches werden und später wiederkommen
und ihr aus aller Noth helfen, ver-
sprach er darin.

Das war nun zwanzig Jahre her.
Aber an die Einförmigkeit dieses Ver-
sprechens glaubte sie fest. Der ferne
Sohn hatte ihr wenig geschrieben in der
langen Zeit. Ein paar Karten, ein paar
bunte Neujahrsgriße. Ja, wenig nur!
Aber es war alles so gut, was er
schrieb. Ihr armes Herz konnte sich
satt trinten daran. Und wie hatte es
sich vollgefühlt an dem Gedanken, daß
da in weiter Ferne Einer sei, der sie
lieb habe, der gut mit ihr sei. Der
Muttersohn, der Herzenssohn, war ihr
dieser Eine, der Trost über all das
große, schwere Mutterleid!

Wie hatte ihre Kinder so gern brav
erziehen wollen, die arme Frau, und
hatte so großen Kummer an ihnen er-
lebt. Sie waren nicht gut zu ihr,
keines der drei, an keinem hatte sie
Freude erlebt, auf keines konnte sie
stolz sein. Ungeheure Tränen erstick-
ten ihr immer fast die Stimme, wenn
sie von ihren Kindern sprach. Sie
hatte alles für sie gethan, hatte auf-
geathmet nach ihres rohen, arbeits-
süchtigen Mannes Tod, weil sie meinte,
nun könne sie durch ihrer Hände Ar-
beit die Kinder zu braven Menschen
erziehen ohne Jant und Streit, ohne
schlechtes Vorbild. Sie waren alle drei
noch klein, als der Vater starb, die bei-
den Jungen, die ihr geliebten nachdem
der Anton ins Weite gegangen und ihr
kleines Mädel, das hübsche Ding.

Wie hat sie gearbeitet — in unserem
Haus und in vielen anderen, als rechtes
Fratotum, mit der Nadel und am
Kochherd, mit der Scheuerbürste und
dem Bügeleisen! Frau Witte, das war
die Hülfle in allen Nöthen! Und sie
machte alles möglich. Als die Kinder
klein waren, ließ sie sich fast die Füße
müde zwischen den fremden Häusern
und ihrem Zuhause; niemals haben die
Kinder Noth gelitten, sie waren sauber
und satt, so oft man sie sah.

Aber sie hatte es schwer mit ihnen.
Manchen Seufzer kosteten sie ihr schon
in jungen Jahren. Der eine ihrer
Jungen war ein unverbesserlicher He-
rumtreiber; er schändete die Schule;
er lag; bei einem Diebstahl in einem
Delikatessengeschäft haben sie ihn dann
einmal erwischt. Von da an war er
gebrandmarkt vor den anderen. Wie
sie für ihn geiztet hat und um ihn
gebangt, ihn ermahnt, ihn angefleht,
— er schien zum Taugenichts geboren!
Das Mutterherz zuckte und blutete,
wenn die Rede auf ihn kam. Es waren
ein paar dunkle Punkte in seinem Le-
ben, an die sie schauernd dachte. Zu-
legt arbeitete er in einer Fabrik; —
aber er hatte des Vaters Reizung
zum Trunk geerbt; sie zitterte, wenn
sein Schritt auf der Treppe ihrer klei-
nen sauberen Armenwohnung hörbar
ward.

Vor dem Kommen des Zweiten zi-
tete sie nicht, er kam nicht zu ihr. Er
schämte sich der armen Mutter, hatte
ein Mädelchen mit Geld geheiratet,
hatte ein kleines Weingeschäft in einem
feinen Stadttheil, sparte und schaffte
und kam vorwärts unter Drängen und
Sorgen und Klagen; für die Mutter
wenigstens hatte er nur Klagen, wenn
die alte Frau ihm je einmal in den
Weg kam oder er ihr. Von tiefer
Kränkung war das Herz der Armen
voll nach jedem Wiedersehen.

Ah, was können Kinder einem
Herzleid antun!
Die Martha! Auch die! Das war
ihr wie ein Todesstoß.

Das hübsche, gewackelte und anstellige
Töchterchen war ihr ganzer Stolz. Sie
hielt es so sauber, so blank, lehrte es
Ordnung und Fleiß, predigte ihm
Einfachheit, Rechtschaffenheit und Anstand.
Und die Kleine schien ihr Ebenbild zu

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Neb., 9. Dez. 1904

(Zweiter Theil.)

Jahrgang 25 No. 15.

werden an Tüchtigkeit; freundlich und
lieb und bescheiden war sie dabei. —
der Mutter Hoffnung und Freude.
Wie wichtig hatte es die Frau, als
die Martha eingeweiht wurde! Jeden
Sonntag ging sie mit ihr zur Kirche
in der Vorbereitungszeit. Fürs ganze
Leben sollte diese Zeit Grund legen
zu Frömmigkeit und reinem Wandel.
Sie arbeitete sich die Finger wund in
diesen Wochen. Vom Anständigsten
und Besten sollte die Martha alles
haben, solide feste Sachen, gute Wäsche,
ein schwarzes Kleid, das sie lange tra-
gen könnte, feine, schöne Schuhe, ein
gutes Gefangbuch, das fürs Leben
hielt.

Und noch etwas Extraes sollte es
sein. Sie hatte damals gerade so schwe-
ren, tiefen Kummer um den Anton,
den Taugenichts. So recht tief und
fest wollte sie der Martha die Bedeu-
tung ihres Christentums-Gelübdes ins
Herz prägen. Zu allen übrigen Gaben
kaufte sie ein schönes Silberkreuz, das
in getriebener Arbeit die Worte: „Gabe
Gott vor Augen und im Herzen!“
trug. Das gab sie ihr mit dem Ge-
fangbuch am Einsegnungstag. Die
treuesten Mutterworte sprach sie dazu.
Und das Marthchen hörte sie schuch-
zend an, gelobte Bravheit und Tu-
gend. Das Kreuzlein hat sie dabei
geküßt!

Ah, dieses Silberkreuz, zu welchem
Schmerzkreuz ist es der Mutter
geworden!

Kaum ein Jahr später — — —
Das Marthchen wuchs so rasch her-
an, blühte auf wie eine Rose, ward
schön über Nacht —
Und so püßlich und gerührt
ward sie auf einmal. Sie war Lehr-
mädchen in einem Geschäft; hatte einen
weiten Weg, war viel auf der Straße.
Ehe die Mutter sich's verahnt war
die Martha eine andere, eine Fremde.
Wie hat die Mutter sie angefleht in
ihrer Todesangst! Aber das Mädchen
war nicht zu halten. Von Vergnügung
zu Vergnügung ging's mit lustigen
Freundinnen und Freunden.

Nun schalt die Mutter, schalt Stun-
den lang, halbe Nächte lang, nachdem
sie sich müde und matt gemartet hatte,
auf ihr vergnügungssüchtiges, ausge-
flogenes Kind. Sie sagte nicht viel zu
ihrer Verheißung, die Martha! Was
sie schließlich zu sagen hatte, trug sie
dem silbernen Konfirmationskreuze
auf.

Das lag, als die Mutter eines
Abends von der Arbeit kam, über dem
Gefangbuch, mitten auf dem großen
leeren Tisch. Und die Kommode, in der
Martha ihre Habseligkeiten verwahrt,
stand offen und war leer. Der Klei-
derkasten, der die beiden guten Klei-
der des Mädchens barg, war leer.

Welche Leere!
Fort! — Verloren! —
Das hat lange gedauert! bis die
Frau — wenigstens scheinbar, äußer-
lich — das überwand, bis sie sich so
weit von dem Schlage erholt, daß sie
weiterleben mochte, weiterthun. Die
Schande drückte sie so tief nieder. An
seinem Kinder Freude und Ehre zu
erleben, wenn man so viel auf Ehre
hielt, so gern, so gern brave Men-
schen groß gezogen hätte!

Tief, bis zu Boden war die Frau
gebeugt.
Aber ein Halt war in ihrer Seele.
Unter ihren Beinen war noch ein
gutes Kind! Der ferne Sohn, der
Weitenfernte, der, den der Vater un-
ermüdet geschlagen, der sie so weich und
jählich zum Abschied geküßt, der im-
mer weich und jählich war, der ihr ein
paar Briefe geschrieben aus ferner
Welt, die sie wie Heiligthümer hielt
ihr guter Sohn, ihr bestes Kind, der
mußte nun ihr Trost sein in diesem
unaussprechlichen Verzele. Sie wußte
nicht, wo er augenblicklich war; er hatte
vor Jahren geschrieben, daß er gute
Arbeit habe; wenn er reich sei, wolle er
heimkehren und ihr gute Tage bereiten.
Zu dem Entfernten flüchteten ihre
Gedanken nun. Ihr gebrochener Stolz
richtete sich an ihm auf.

Welmüthig war's, wenn sie von den
anderen Kindern schweibend, von die-
sem erzählte, die frühesten Muttererin-
nerungen ausgrub, sich jedes kleinen
Zugs erinnerte, der dieses Kindes
Bravheit und Herzensgüte bewies. Ihr
bestes Kind, — welche Wohlthat war
der Gedanke für sie!

Und schließlich kam wirklich die
größte Wohlthat von diesem Weitent-
fernten.
Keine Reichthümer, kein Erdenglück!
Aber das Beste, was man haben kann
in so abgrundtiefem Herzeleid, — ein
sehr rascher Tod.

Die Mutter starb an dem unerwar-
teten Wiedersehen mit dem Abgott
ihrer Gedanken. An einem Herzschlag
starb sie still, in der Nacht.

Am Tage vorher war der Heimge-
kehrte plötzlich in ihre Stube getreten.
Sie war am Nachmittage des Tages
noch bei uns, um eine versprochene Ar-
beit abzugeben. So etwas Verhörtes,
Tobtrauriges, Zerbrochenes hab' ich

nie gesehen! Sie erzählte uns, welche
Ueberraschung sie gehabt, aber als wir
nach Näherem fragten, brach sie in
Thänen aus, in so heißes, haltloses,
jammervolles Weinen.
„War er nicht gut zu Ihnen? Geh't
ihm nicht gut?“ fragten wir sie betüm-
mert.
Sie schüttelte nur mit dem Kopf.
Ein Schauer überlief sie, ein Ent-
setzen.
Welch ein Wiedersehen mag das ge-
wesen sein! —
Es hat ihr so rasch das Herz gebro-
chen, das war noch ein großes Glück,
eine große Wohlthat!
Wie hätte sie leben sollen, ganz ver-
armt, ganz enttäuscht, mit dem Wissen
daß auch ihr Bestes kein Gutes
war!

Heinrich's Pech.

Humoreske von Reinhold Ort-
mann.

Als Herr Heinrich Waltemath sich's
auf einem Schlag des Schnellzuges,
der ihn der Reichshauptstadt zuführen
sollte, nach Möglichkeit bequem ge-
macht hatte, zog er still lächelnd eine
Photographie aus der Tasche, in deren
Betrachtung er sich mit innigem Beha-
gen vertiefte. Es war gewissermaßen
ein Vorgekostet das ihn erwartenden
Glückes, den er damit genoß. Denn
nur, um das auf diesem Bilde darge-
stellte weibliche Wesen endlich von An-
gesicht zu Angesicht zu sehen, fuhr er
ja nach Berlin. Ihr Inneres, das
heißt ihren Charakter und ihr Seelen-
leben, kannte er bereits ganz genau.
In einem halben Dugend sehr aus-
führlicher und sehr gefühlsvoller Briefe
hatte sie ihn darüber so eingehend
unterrichtet, als es auf dem Wege
postlagernder Korrespondenz nur im-
mer möglich ist.

Das gegenseitige Wohlgefallen hatte
sich mit jedem weiteren Briefe gesteigert,
und vor acht Tagen war es zum
Austausch der Photographien gekom-
men, wobei Heinrich Waltemath selbst
seine kühnsten Erwartungen weit über-
troffen sah. Denn wenn auch seine
Korrespondentin, die ihm ihren Namen
noch immer nicht verrathen hatte des
Lebens erste Maidenblüte bereits hin-
ter sich haben mochte, so war sie doch
mit ihrem feingliedrigen Gesicht
und ihren träumerischen bunten Augen
geradezu eine Schönheit. Und die
Vorfstellung, den Rest seines Lebens-
weges an der Seite dieses holden We-
sens zurücklegen zu dürfen, gewann
für Heinrich Waltemath bei der Be-
trachtung des — nach der Versicherung
der Dargestellten — sehr unvortheilhaften
— Porträts einen so unüber-
stehlichen Reiz, daß er seine schöne
Unbekannte mit wunderbarer Post be-
schwor, ihm endlich eine persönliche
Zusammenkunft zu bewilligen. Und
die hochmüthige Dame war nicht uner-
bittlich gewesen. Zwar hatte sie noch
immer den Schleier nicht gelüftet, der
ihm ihren Namen und ihren Stand
verhüllte; aber sie hatte ihm für den
übernächsten Abend Punkt 9 Uhr ein
Rezeptionszimmer in einer genau bezeichneten
kleinen Berliner Konditorei zugestan-
den.

Vermuthlich hätte Heinrich die ganze
Fahrt mit der Betrachtung des Bildes
zugebracht, wenn nicht auf der nächsten
Station ein böder, ältlicher Herr zu
ihm ins Coupe gestiegen wäre, der ihn
sogleich in der neugierig zudringlichen
Art jener Leute fixirte, die nothwendig
mit jedem Gegenossen sofort ein
Gespräch anzuknüpfen müssen. Heinrich
Waltemath schob also sein theures Be-
sitthum hastig wieder in die Tasche und
ergab sich in sein Geschick. Der Coupe-
gefährte erwies sich übrigens bald als
ein gar nicht so übler Gesellschafter.
Er hieß sich als der Rentier Wilhelm
Pining aus Neuenhagen vor und er-
zählte offenherzig, daß er in einer Pro-
zeßangelegenheit nach Berlin fahre,
wo er seit mehr als dreißig Jahren
nicht mehr gewesen sei.

„Man wird am Ende seine liebe
Noth haben, sich zu orientiren. Wissen
Sie in Berlin Bescheid mein Herr?“
fragte er.
„Eingermessen. Und wenn ich Ih-
nen mit irgend einer Auskunft dienen
kann —“

„Man hat mir da ein Hotel Garni
empfohlen — in der — ja, wie hieß
doch die Straße gleich? — Warten Sie
— ich habe die Adresse in meinem Por-
tefeuille.“

Etwas umständlich brachte er seine
Brieftasche zum Vorschein. Und als er
sie öffnete, sah Heinrich Waltemath die
Zipfel einiger bräunlichen Papiere
herauslugen, die sein geküßtes Auge
sogleich als Taufendmarktscheine er-
kannte.
„Nehmen Sie sich nur in acht, daß
Ihnen Ihre Portefeuille nicht gestohlen
wird,“ sagte er wohlmeinend, „die
Berliner Taschendiebe sind sehr ge-
schickt.“
Er hatte inzwischen die gesuchte

Adresse gefunden, und an die Aus-
kunft, die ihm sein Reisegefährte be-
reitwillig ertheilte, knüpfte sich eine
lebhaft unterhaltende, in deren Ver-
lauf die beiden Herren recht gut mit
einander bekannt wurden.
„Wenn es Ihnen recht ist, werden
wir nach der Ankunft zunächst irgend-
wo zusammen speisen,“ schlug Herr
Pining vor. „Wenn ich jemandem be-
gegnete, der mir gefällt, habe ich immer
das Bedürfnis, die neue Bekanntschaft
mit einem Glase Wein zu begießen.“
Da Heinrich Waltemath auch lieber
zu zweien als allein speiste, und da
ihm nach der um 6 Uhr erfolgenden
Ankunft immer noch volle drei Stun-
den bis zu seinem Rezeptionszimmer
willigte er ohne Bedenken ein.

Heinrich Waltemath war überrascht,
als ein Blick auf die Uhr ihn belehrte,
daß es bereits acht vorüber war und
er begann, sich zum Aufbruch vorzu-
bereiten. Da ihm Herr Pining vorher
eine von seinen importirten Cigaretten
angeboten hatte, wollte er sich reban-
diren und griff in die Tasche seines
neben ihm hängenden Leberziefers.
Aber was er daraus zum Vorschein
brachte, war nicht sein Cigarettenetui,
sondern eine Brieftasche, deren Dasein
ihm um so mehr überraschen mußte
als er sich nicht erinnerte, sie je zuvor
gesehen zu haben. Er wollte seine Ver-
wunderung Ausdruck geben; doch ehe
er auch nur ein einziges Wort hätte
vorbringen können, fuhr sein Gegen-
über wie elektrisiert vom Stuhle empor
und streckte über den Tisch hinweg die
Hand nach der Brieftasche aus.
„Erlauben Sie, mein Herr — das
ist ein verdammt schlechter Witz. Wie
kommen Sie zu meinem Portefeuille?“

„Ja, das möchte ich Sie fragen.
Wenn dies wirklich Ihr Portefeuille
ist, so müssen Sie selbst es in meinen
Leberzieher gesteckt haben.“
„Ja? — das ist doch nicht Ihr
Ernst. Und da der Spaß nun wohl
ein Ende hat, geben Sie mir vielleicht
auch die drei Taufendmarktscheine ju-
ridirt, die sich vorhin in der Brieftasche
befanden.“

„Herr — das ist eine Unverschäm-
theit! Ich werde hole, daß ich nichts mit
Ihrem Portefeuille zu schaffen habe,
und daß ich nicht weiß, wie es in mei-
nen Leberrod gekommen ist.“
„So? — Sie wissen es nicht? —
Und Sie haben also auch keine Ah-
nung, wo meine dreitausend Mark ge-
blieben sind? — Nun, dann werden
wir wohl aus einer anderen Tonart
mit einander reden müssen. Kellner —
einen Schutzmann! Dieser Herr ist ein
Taschendieb und hat mich bestohlen.“

Heinrich Waltemath sprang auf und
würde seinem Reisegefährten zu Leibe
gegangen sein, wenn er nicht durch die
herzspringenden Kellner daran ver-
hindert worden wäre. Es gab einen
gewaltigen Tumult, bis der von Herrn
Pining stürmisch verlangte Schutz-
mann erschien und die Streitenden
aufforderte ihm beidseitig Feststellung
des Thatbestandes zur Polizeiwache zu
folgen.

Und all' seines Sträubens und
Wetterns ungeachtet wurde der bedau-
ernswürdige Herr Waltemath nach der
Polizeiwache geschleppt. Da erst kam
ihm mit voller Klarheit zum Bewußt-
sein, in eine wie kritische Situation
er ohne alles Verschulden gerathen
war. Daß die Brieftasche wirklich das
Eigentum des Herrn Wilhelm Pining
sei, konnte ebensowenig einem Zweifel
unterliegen, als er die Thatfache in
Abrede zu stellen vermochte, daß sie
sich in seinen Leberrod verriet habe.
Auch gestand er unumwunden zu, vor-
hin etwas von dem Vorhandensein
einiger Taufendmarktscheine wahrge-
nommen zu haben. Und darüber, daß
er unter diesen Umständen einiger-
maßen verächtlich erscheinen mußte,
büßte er selber sich keiner Täuschung
hingeben. Es half ihm nichts, daß er
sich durch allerlei Briefschaften und
Papiere zu legitimiren versuchte,
zähmnickelnd mußte er es geschehen
lassen, daß man ihn einer sehr ein-
gehenden Verlesung unterzog, und
daß man ihn auch dann nicht für
gerechtfertigt ansah, als kein
der gesuchten Taufendmarktscheine
gefunden wurde.

„Vielleicht hat er sie verschluckt!“
schrie Herr Pining. „Man muß ihm
etwas ergehen. Und man darf ihm
keinen Moment aus den Augen lassen.
Wo und wie auch immer die Bankno-
ten zum Vorschein kommen mögen, ihre
Identität wird sich immer feststellen
lassen. Ich habe die Nummern hier in
meinem Notizbuche.“

Zwar unterließ es einstweilen die An-
wendung des von Herrn Pining vor-
geschlagenen Mittels; aber von einer
Entlassung des Verdächtigen war keine
Rede. Und als der anwesende Krimi-
nalkommissär noch einmal die bei ihm
vorgefundenen Gegenstände durch-
suchte, kam plötzlich ein Ausruf der
Ueberraschung von seinen Lippen.
„Wollen Sie mir nicht gefälligst
sagen, mein Besten in welchen Bezieh-

ungen Sie zu dieser Dame stehen und
wo sich dieselbe augenblicklich befin-
det?“

Es war die Photographie der schö-
nen Unbekannten, die ihn zu dieser
Frage veranlaßt hatte. Und als Hein-
rich Waltemath in flammernder Ent-
zündung erwiderte, das Eine ginge die
Polizei ebensowenig an wie das An-
dere, meinte der Beamte gelassen:
„Nun, wir werden es auch ohne Ihr
Geständniß erfahren. Aber Sie werden
sich nicht wundern dürfen, wenn wir
sich keinerlei Umstände mehr mit Ih-
nen machen. Ich kenne nämlich diese
Photographie sehr genau. Sie nimmt
unter der Rubrik „Hochstaplerinnen“
einen bevorzugten Platz im Verbrecher-
album ein, und wir sind eben jetzt auf
der Suche nach dem Original.“

„Das ist ein Verthum!“ protestirte
der in seinen heiligsten Empfindungen
Verletzte. „Ich kenne den Namen der
Dame nicht; aber ich weiß, daß sie eine
sehr distinguished Persönlichkeit ist. Sie
können sich selbst davon überzeugen;
dann das Original dieses Bildes befin-
det sich augenblicklich in der F...
schen Konditorei am S... Platz, um
mich zu erwarten.“

Es war ihm halb gegen seinen Willen
entfahren, und er hätte das rasche
Wort gerne zurückgenommen, wenn es
noch möglich gewesen wäre. Das eigen-
thümliche Lächeln des Commissärs
wollte ihm gar nicht gefallen. Noch
weniger freilich gefiel es ihm, daß er
die ganze Nacht als Polizeigefangener
verbringen mußte. Er hatte sich diesen
Abend in Berlin wirklich ganz anders
vorgestellt. Und wenn Verwünschun-
gen die Kraft hätten zu tödten, würde
Herr Pining den kommenden Morgen
schwerlich erlebt haben.

Dieser Morgen aber zeigte dem bedau-
ernswürdigen Opfer ein ganz an-
deres Gesicht. Er wurde demselben Com-
missär vorgeführt, der ihn gestern
Abend so schlecht behandelt hatte, und
er wurde von dem Beamten mit aus-
gesuchter Höflichkeit empfangen.

„Der glücklichste Zufall von der
Welt hat Ihre Schuldlosigkeit noch in
der verwichenen Nacht erwiesen, mein
Herr! Im Besitz eines berühmten
Taschendiebes, den man auf frischer
That am Bahnhofe verhaftete, wurden
unter Anderem drei Taufendmarkts-
scheine vorgefunden, deren Nummern
mit den von Ihrem gestohlenen Reise-
gepäcke aufgezichneten überein-
stimmten. Und der Spitzbube bequeme
sich zu dem Geständniß, daß er die
entwendete Brieftasche, nachdem er sie
ihres Geldinhalts beraubt, dem er-
sten besten Kellner in den Leber-
zieher praktizirt habe, um sich des ge-
fährlichen Corpus delicti zu entledigen.
Ihr Mißgeschick ist in hohem Maße
bedauerlich, aber Sie dürfen nicht uns
dafür verantwortlich machen.“

„Und die Dame in der F... schen
Konditorei? Man hat sie doch hoffent-
lich nicht ebenfalls befristet?“
„Sie sitzt seit gestern Abend hinter
Schloß und Riegel, und wir sind Ih-
nen für den freundlichen Fingerzeig zu
besonderem Danke verpflichtet. Es war
wirklich die, welche wir seit Wochen
suchten. Eine abgefeimte Hochstaple-
rin die es besonders auf reiche Sim-
pel aus der Provinz abgesehen hatte.“

Heinrich Waltemath sagte kein Wort
mehr. Aber er brühte dem Polizei-
Commissär mit einer für diesen sehr
überraschenden Wärme die Hand. Und
als er eine Stunde später den heimath-
lichen Gefilden wieder entgegenfuhr,
sagte er sich in seines Herzens Stille,
daß er bei allem Pech doch eigentlich
noch recht viel Glück gehabt habe.

Ein Panzerschiff von 1850.

Von einem Vorläufer unserer jetzi-
gen Panzerkolosse, die demnach keines-
wegs eine moderne Erfindung sind,
wird man mit Interesse lesen, wenn
man hört, daß die Johanniterritter die
Erbauer des ersten Panzerschiffes wa-
ren. Vofio, der Historiograph des Or-
dens, hat darüber folgende Aufzeich-
nungen hinterlassen: Karl der Fünfte
armirte 1530 ein Geschwader, welches,
unter dem Kommando des berühmten
Andreas Doria stehend, zu einer Expe-
dition gegen Tunis ausgesandt wurde.
Daß die Expedition mit der Eroberung
von Tunis endete, dazu hat nicht wenig
das von den Johanniterrittern in
Nizza erbaute und benannte Schiff
„Santa Anna“ beigetragen. Es führte
acht Kanonen, hatte 300 Mann Besat-
zung und war nach damaligen Ver-
hältnissen wahrhaft prachtvoll ausgestat-
tet. So war unter den Schiffsräumen
eine Kapelle zur allgemeinen Anbetung,
ein Salon für fremde Besucher und
auch für die Wagenfrage war ausrei-
chend gesorgt, denn eine eigene Wä-
der am Bord lieferte täglich frisches Brod.
Das Werkstück aber war der mit
mächtigen kupfernen Nägeln besetzte
starke Weispanzer, der das Schiff, das

oft in der heftigsten Aktion war, er-
folgreich gegen die feindlichen Kugeln
schützte. Eine Abbildung des merk-
würdigen Fahrzeuges befindet sich
unter den Fresken des Palastes der
Johanniterritter in Rom.

Mittelpunkte.

Als Till Eulenspiegel sein Doktor-
examen an der Prager Universität
machte, fragte ihn einer der Professoren:
„Wo ist der Mittelpunkt der Erde?“
„Hier wo ich stehe,“ antwortete
Till mit Grinsen, „und wenn es
Ihro Gnaden nicht glauben, dann
belieben geneigtst selbst nachzumess-
en.“

Der alte Witz ist nicht mehr tref-
fend; man mißt jetzt nach. Kürzlich
hat man in Spremberg einen Denk-
stein errichtet auf einem Punkte, den
der Geograph Magat als den geo-
graphischen Mittelpunkt des Deutschen
Reiches bezeichnet hat. In dem be-
nannten, vom Berliner Architektenver-
ein herausgegebenen Prachtwerk „Ber-
lin und seine Bauten“ hat ein Archi-
tekt seinen Zirkel zur Hand genom-
men und herausgemessen und gerech-
net, daß Berlin eigentlich von Rechts-
wegen der Mittelpunkt von Europa ist.
Er argumentirt nämlich so: Ein um
Berlin gezogener Kreis von etwa 1750
Kilometer Radius schneidet nur die
äußersten Spitzen und Ausläufer Euro-
pas ab: die iberische Halbinsel jenseits
des Gtro, das nördliche
Drittel von Scandinavien, Grie-
chenland, Sizilien und das nörd-
liche und östliche Gebiet Rußlands
jenseits Uleborg, Moskau und Chas-
tom. Innerhalb dieses europäischen
Kreises wird die große Zone, welche
Berlin umgibt, markirt durch die Orte
Königsberg, Warschau, Wien, Mün-
chen, Stuttgart, Karlsruhe und Lan-
den, der Kreis zieht sich über die von
Berlin fast gleich weit entfernten Orte:
Paris, Dover, Christiania, Stock-
holm, Riga, Brodno, Genf, Pola und
Mailand. Ein dritter geht in gleichen
Verhältnissen über Dublin, Bukarest,
Bordeaux und Neapel. Braun erklärte
diese Angaben für geometrisch richtig,
da aber von dem großen Kreis, welchen
der architektonische Geometer um Ber-
lin gezogen hat, die östliche Hälfte,
vergleichen mit der westlichen, sich in
einem sehr zurückgebliebenen Zustande
befindet, so kann wohl von einem geo-
metrischen oder dynamischen Mittelpunkt
die Rede sein.

Es sind nun gerade sechzig Jahre
her, daß Liszt — der Vater von Co-
sima Wagner — nach Paris kam, um
sich wieder ein neues Stück Welt zu
erobern. Die Gräfin Saint Paul
gibt in ihren Erinnerungen aus zwei
Jahrbüchern folgende Schilderung
über das Debit des berühmten Mei-
sters in einem vornehmen Hause: „Er
setzte sich an's Instrument und sah eine
Zeit lang nach der Gesellschaft oder
vielmehr — er ließ sich sehen. Aber
schon laut und groß plötzlich ein wildes
Gewitter aus der Gegend des Flü-
gels hervor, schon donnert und tobt es
in der Ecke — schon sind die ersten
Saiten gesprungen. Als wollte er die
Anderen beruhigen, ging Liszt nun
schnell zu einem ganz sanften Piano
über. Aber es dauerte nicht lange und
plötzlich schien es über ihn zu kommen,
als wäre diese Nachgiebigkeit Feigheit.
Die Stimmung mußte sich ergeben — be-
dingungslos ergeben. Und nun be-
gann die Belagerung mit einer Festig-
keit ohne Gleichen. Ich glaube das
Fischen und Pfeifen der Kugeln, das
Donnern der Kanonen, das Klinge-
mehrsamer, mit der man durch die Bre-
sche drang, zu hören und dazwischen
das Jammern der Verwundeten, das
Schöhnen der Sterbenden. Endlich aber,
der Thurm war in die Luft geflogen!
Man blühte nach mir, man lachte, man
schien mir stumme Vorwürfe zu ma-
chen. Hatte der Meister meinen Ansporn
gehört? Ich weiß es nicht. Aber
wenige Minuten — oder waren es nur
Sekunden? — nachdem der Pulver-
thurm in die Luft geflogen war, wäh-
rend die gesprungenen Saiten noch
murrten und brumnten, stand der Be-
lagerer schon neben der Dame des
Hauses und ich hörte, wie er sich ent-
schuldigte. „Er befindet sich heute nicht
ganz wohl, deshalb sei er so — schwach
gewesen.“

Im Coupe.

Herr: „Möchten Sie wohl die Güte
haben, mich an's Fenster setzen zu las-
sen, ich bin nämlich nervös!“
Reisender: „O das viele Hinaus-
schauen macht Sie noch nervös.“

Ein kleines Mißverständnis.

Strohwitwer: zu seinem Bekann-
ten: „Nächste Woche kommt meine
Frau von ihrer Wadereise zurück, nun
find die schönen Tage von Aranjuez
vorüber!“
„Also in Aranjuez ist Ihre Frau?“

Poshafte Kritik.

Schriftsteller: „Herr Redakteur,
wenn die Novelle etwa zu lang sein
sollte, so könnte ich sie kürzen.“
Redakteur: „Ja, aber wenn Sie die
Novelle zu kurz machen wollten, wie
nothwendig, so bliebe ja nichts von ihr
übrig.“